

setzten das Werk ihrer Väter mit deren Bruder Albert fort. Franz II. Klein wurde in Brünn am 29. Juli 1825 geboren und starb in Wien am 8. Dezember 1882.

Albert Klein hinterließ bei seinem am 31. Dezember 1877 erfolgten Tode drei Söhne: Hubert, Friedrich und Wilhelm, Franz II. ebenfalls drei Söhne: Franz III., Alfred und Rudolf, die sich von der Unternehmertätigkeit ihrer Väter jedoch allmählich zurückzogen und sich auf die Abwicklung der begonnenen Unternehmungen beschränkten.

(Fortsetzung folgt)

Der Stadtsteig in Frankstadt.

Von Franz Thiel.

Es ist eigentlich kein Steig, sondern ein Fahrweg, der hinter dem Dorfe von der Blötsch bis zu den letzten Häusern des Oberortes führt. Heute hat er seine Bedeutung verloren, doch früher einmal war er wichtig und er spielte in der Geschichte von Frankstadt eine bedeutende Rolle. Jetzt ist er im Mittelort verschwunden — ein Denkmal für das eigennütziges Vorgehen von alten Dorfrichtern, die ihre Stelle zur Vergrößerung ihres Anwesens benutzten. Kaiser, Könige, Fürsten und Grundherren taten dies und sahen in dieser Handlungsweise, die der Allgemeinheit nur Schaden zufügte, nichts Sündhaftes. War der Dorfrichter mit dem Amtmann der Grundherrschaft einig, so konnte niemand gegen diese Macht ankämpfen. Der Bauer und der Häusler mußten froh sein, wenn sie ihr Leben fristeten und der „gnädige Herr Richter“ sie nicht ins Unglück jagte. Der Dorfrichter konnte die Mappe der Gemeinde ändern, er konnte das Gemeindegeld nach Belieben verwenden, niemandem war er Rechenschaft schuldig. In vielen Gemeinden änderte das Sturmjahr 1848 nicht viel in der alten Wirtschaft, Beweise dafür konnte man in großer Menge aufzählen.

Um 1800 waren längs des Stadtsteiges die Feldziegelöfen der einzelnen Bauern. Es war eine Folge der Aufklärung, daß die Bauern an Stelle der alten Holzhäuser gemauerte Wohngebäude errichteten. Das Holz war ja feuergefährlich und nach dem Verluste des Gemeindegeldes recht teuer.

Da machten sich die Bauern selbst Ziegeln, trockneten sie an der Sonne und brannten sie in sogenannten Feldziegelöfen. Der Franziszeische Kataster aus dem Jahre 1820 und die alte Gemeindepuppe von Frankstadt zeigt noch die Ziegelöfen. Bei einzelnen Wirtschaften erkennt man noch die Mulden und Vertiefungen, in denen die Ziegel geschlagen wurden. Mit dem Bau der Ringöfen hörte die Selbsterzeugung der Ziegel auf, die Gruben wurden zugeschüttet und heute stehen wogende Getreidefelder dort, wo einst die Bauern ihre Ziegel schlugen.

Solange der Bauer sein Vieh auf die Weide trieb, zogen von den einzelnen Gehöften die Weidetiere auf dem Stadtsteig zum Viehbich, auf dem sie zu den Weiden am Rabenseifenwasser gelangten. Der Kübjunge — eine längst vergessene Gestalt aus unserem Volksleben — führte die Aufsicht über die Tiere und schaute drauf, daß sie keinen Schaden machen. Es war meist ein 13—14-jähriger Knabe, der sein Fortkommen fand, bis er zum Knecht vorrückte. Nur im Sommer trieb der Bauer das Vieh auf die Weide, im Oktober hörte der Austrieb auf; denn eine alte Regel lautete: „Zu St. Gall bleibt die Kuh im Stall.“ (St. Gall ist am 16. Oktober.)

Die Zeiten änderten sich und mit ihnen die Menschen. Der Bauer brauchte das Weideland, das er umackerte und als Feld benützte. Das Vieh blieb im Stall. Fabriken wurden gebaut, die viele Arbeiter benötigten. Diese belebten den Stadtsteig, den sie mit Vorliebe im Sommer wählten, weil es hier keine Staubplage gab. Jener Zeit fehlte noch das soziale Empfinden. Wohl gab es eine Eisenbahn, doch die Züge verkehrten so, daß die Arbeiter und Studenten sie nicht benützen konnten. Die Fahrpläne machte die Olmüger Direktion, die keine Rücksicht nahm auf die Wünsche des Volkes oder einzelner Gemeinden. Damals wäre es niemandem eingefallen, einen Schüler- oder Arbeiterzug einzuführen. Die konnten zu Fuß stundenlang wandern in der Sonnenhitze, im Schneegestöber, im Herbstnebel und im Regenwetter. Im Sommer ging es ja noch. Gern benützten wir den Stadtsteig, der stellenweise im Schatten lag und der den

Augen nicht so wehe tat, wie die staubige Straße, auf welche die heiße Sonne brannte. Der Wind strich über die Felder, das Getreide wogte wie die Wellen auf dem Schenkesteiche, die Bienen summten, Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, Lerchen trillerten, Schwalben umkreisten uns und die fernen Waldberge erstrahlten im Glanze der Sommerjonne. Da rasteten wir gerne beim Gabrielkreuz, unter dem Schinzelbirnbaum oder bei der Dreifaltigkeit, legten den Kopf auf die Schulbücher und sahen empor zu dem tiefblauen Himmel und träumten von Glück und besseren Tagen, wo wir nicht mehr als Studenten den Stadtsteig sehen werden. Oft hatten wir Gesellschaft: der alte Herr Gabriel gesellte sich zu uns und unterhielt sich recht gerne, fragte uns, was jeder später studieren wolle; der Herr Olbrich aus dem Oberort, der Postmeister, die alte Frau Sternad vom Pfarrerb, sie alle erkundigten sich, wie es geht und dann sprachen wir vom Wind und Wetter, vom Getreide und den schlechten Zeiten, den hohen Steuern und niedrigen Viehpreisen. Da lernten wir so manches, was nicht in den Büchern stand und was uns die Professoren nicht erklären konnten, weil sie es eben selbst nicht verstanden.

Manchmal trieben wir allerlei Schabernack, nahmen den Dienstmädchen des Herrn Rabenseifner einige Hände voll Kirschen aus dem Korb, während sie auf dem Baume saßen und pflückten. Beim Schön Peter trugen wir die Leiter vom Baume weg, daß die Mädchen nicht heruntersteigen konnten. Da schüttelten wir einen Pflaumenbaum und kosteten die Früchte, ob sie reif sind. Wir nahmen uns, was wir wollten. Einen Diebstahl konnte man das nicht nennen, weil es ja viele Studenten gab und da war immer einer drunter, der mit dem Bauer, wo wir „einbrachen“, in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand.

Kam die schlechte Zeit, dann mieden wir den Stadtsteig und gingen auf der Dorfstraße. Es war ein mühevolleres Studium für uns, in Schnee und Kot den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen, daß wir oft müde und matt am Ziele ankamen. Manchmal konnte ich noch daheim mithelfen und dann beim flackernden Kerzen-

licht meine Aufgaben machen. Bei sehr schlechtem Wetter wurden wir abgeholt. Da rollte ein Wagen voll Studenten die Dorfstraße daher. Man sah oft gar keine Gesichter, da sie alle unter den Regenschirmen versteckt waren. Die Eltern der Studenten wechselten in der Beistellung des Fuhrwerkes ab. Dazu bestand im Gymnasium die verknöcherte Gewohnheit, daß die Auswärtigen vor dem Schultor bis $\frac{3}{4}$ 8 Uhr stehen mußten, bis sie eingelassen wurden. Ein soziales Denken und Fühlen war jener Zeit noch fremd, da galt der nackte Buchstabe des Gesetzes und der Vorschrift.

Im Frühjahr versammelten wir uns gerne bei der Dreifaltigkeit am Sonnabend oder Mittwoch, um auf dem Stadtsteig Bock zu springen. Der erste bückte sich ein wenig, der zweite sprang über diesen „lebenden Bock“, lief einige Schritte und nahm die gleiche Stellung ein wie der erste. Nun kam der dritte, der vierte usw. Oft leistete uns der Herr Mayer Julius, der damals Leutnant war, Hilfe und Unterstützung, wenn der eine oder der andere nicht über den „Bock“ drüberkam. Wenn im Herbst der Wind über die leeren Felder strich, war der Weg der beste Platz, wo wir unsere selbstgemachten Drachen steigen ließen. Da gab es keinen Baum, keinen Strauch, die Säulen für die elektrische Leitung standen noch nicht, überallhin waren wir frei, niemand hinderte uns. Die Drachen schwebten ruhig, der Schwanz baumelte hin und her, Kartoffelfeuer loderten und der weiße Rauch wälzte sich wie eine Nebelwolke über die Felder, Dienstmädchen, die Rüben abschnitten, sangen und lachten, Marienfäden flogen und blieben an unseren Kleidern hängen. Es war Herbst.

Heute sieht man auf dem Stadtsteig nicht mehr so viele Fußgänger. Für die Arbeiter und Studenten ist ein eigener Zug eingeführt und, wer ihn nicht benutzen kann, der hat ein Fahrrad und fährt den Weg zum Arbeitsplatz. Heute ist das Fußgehen nicht mehr modern, im Zeitalter des Benzins und der Elektrizität. Jetzt gilt der Satz: „Zeit ist Geld.“ Auch die Studenten vergnügen sich nicht mit dem Bockspringen, sie sind mehr für den Fußball eingenommen.

Nur Schulkinder laufen auf dem Stadtsteig zur Schule und im Frühjahr zieht die Prozession am dritten Bittag hier durch die Felder, Fahnen flattern im Morgenwind, Frauen und Männer beten und die Sänger singen das alte Lied:

„Wende ab von unsern Hütten
Krankheit, Krieg und Hungersnot,
Gib uns unser täglich's Brot!“

Um den Chevermeldungschein.

Allen Heiratslustigen zum Trost sei's gleich gesagt, es handelt sich um etwas recht altes. Gottlob, denn eine angenehme Einrichtung war er manchmal nicht. Das zeigt uns der Entwurf einer Eingabe an das Kreisamt Olmütz, die wir zu besinnlicher Betrachtung im Wortlaute veröffentlichen.

Die Eingabe ist nach der Sitte der Zeit der Länge nach eingebogen und trägt auf der oberen Halbsseite folgende Bemerkung als kurze Inhaltsangabe:

Kreisamt in Olmütz.

Joseph Dittrich, Bindergefelle in Frankstadt der Stadtgemeinde Schönberg unterthänig, in Vereinigung seiner Braut Anna Masurka

beschwert sich gegen den Schönberger Magistrat wegen Verweigerung des Chevermeldungscheines und bittet um gnädige Abhilfe.

Beil.: A B in orig. (fehlen uns).

Der Entwurf der Eingabe selbst lautet:
(30 kr. Stempel.)

W o h l l ö b l i c h e s k. k. K r e i s a m t !

Mein reifes, bis über . . . Jahre hinreichendes Alter, und meine Vermögens- und Gewerbumstände bestimmten mich zu dem Entschlusse zu ehelichen, und meine Brautwahl fiel auf die hierortige ebenfalls schon großjährig gewordene ledige Anna Masurka. Um den gefaßten Entschluß in Vollzug setzen zu dürfen habe ich denselben unter Nachweis des zur ehelichen Gesellschaft erforderlichen Vermögens und der Unterhaltserwerbsfähigkeit dem löblichen Magistrate der Stadt Schönberg als Frankstädter Obrigkeit mit der Bitte vorgetragen,